Danae und der Goldregen.

Novelle von **Balduin Groller.**

Seine Durchlaucht der Fürst Herbert von und zu Aich-Assach war von seinem Gesandtenposten abberufen worden. Ein neuer Minister des Aeußern und des kaiserlichen Hauses hatte die Herrschaft angetreten, und diesem mag der diplomatische Weitblick, den Seine Durchlaucht in Vertretung der politischen Interessen der Monarchie an der ihm zugewiesenen Stätte seiner staatsmännischen Wirksamkeit bekundet hatte, doch nicht völlig entsprochen haben.

Seine Durchlaucht geruhten, sich diese Abberufung nicht allzu sehr zu Herzen zu nehmen. Die Zeiten waren unangenehm schwierig geworden, und er hatte es satt, noch weiterhin die Verantwortung für all die Dummheiten zu tragen, die Hof und Regierung jenes exotischen Raubstaates zu begehen nicht müde wurden, die er durch seine weisen Rathschläge hätte zur Raison bringen sollen. Er hatte sich also das alte Familienpalais derer von und zu Aich-Assach wieder auf den Glanz hin und im Innern prunkvoll neu einrichten lassen, und gedachte nun, dessen Wiedereröffnung zu einem gesellschaftlichen Ereigniß zu gestalten.

Die Einladungen waren schon verschickt und Alles ging in bester Ordnung. Die letzten Tage vor dem Feste wurden noch dazu benützt, die künstlerische Ausschmückung der Innenräume zu vervollständigen. Es befanden sich zwar seit Jahrhunderten zahlreiche kostbare Werke alter Meister im Familienbesitz, aber das feudale Heim sollte auch eine Pflegestätte moderner Kunst werden, für die insbesondere die erlauchte Gemahlin des Fürsten ein lebhaftes Interesse und zweifellos auch Verständniß und ein zuverlässiges Urtheil hatte. So schritt denn das fürstliche Paar prüfend und genießend auch durch die Säle des Künstlerhauses, nachdem alle übrigen Ausstellungen erledigt waren.

Der Fürst führte seine Gattin am Arm. Nachdem sie schon an mehreren gleichgiltigen Wänden vorbeigeschritten waren, machte er vor einer großen Leinwand Halt. Begreiflich. Ein Mann, sagen wir ein Kunstfreund, wird immer stehen bleiben, wenn er sich plötzlich einem weiblichen Ganzakt gegenübersieht. Hier war es ein lebensgroßer Akt, Danae auf weichem Pfühle hingestreckt, wie sie die Gnade des verliebten Olympiers, materialisirt durch den gleißenden Goldregen, entzückt auf sich herabströmen läßt.

Schon schickte er sich an, wieder weiterzugehen, als er dann doch wie gebannt noch stehen blieb. Er lachte still auf und stieß seine erlauchte Gemahlin heimlich an.

„Eigentlich ein vortreffliches Bild!" sagte er vergnügt.

„Ja, es ist ein gutes Stück Malerei und namentlich in den Helldunkelpartien von besonderer koloristischer Feinheit!"

„Ja — und dann — für mich die Hauptsache! Hast Du nicht bemerkt?"

Die Fürstin nickte lächelnd Bejahung und erröthete leicht dabei.

„Ein wundervoller Zufall!" fuhr er leise und noch immer lachend fort. Ein süßes Geheimniß ist da enthüllt, das nur zwei Menschen auf der Welt kennen — Du und ich!"

Die Fürstin lächelte und erröthete wieder.

„Das Bild kaufe ich!" rief er mit raschem Entschluß.

„Aber —! Das können wir uns doch nicht aufhängen!"

„Nicht in einem der Salons, wohl aber in unserem Schlafzimmer. Dort wird es sich herrlich machen. Kein profanes Auge wird es sehen, und mir wird es eine riesige Freude machen. Verzeih, Lucia, — nur einen Augenblick!"

Er löste ihren Arm aus seinem und eilte in das Sekretariat des Hauses, um den Kauf abzuschließen.

Die Fürstin setzte sich inzwischen auf die rothsammtene Ottomane in der Mitte des Saales, um dort zu warten. Aufmerksam und nachdenklich betrachtete sie auch von dort aus das herrliche Gemälde. Der wunderbare Zufall war in der That höchst merkwürdig, aber er konnte doch nur von einem wissenden Auge als auffällig bemerkt werden. Knapp unter der jugendlich holden Wölbung der linken Brust, an der Stelle, wo das Herz schlägt, war ein rosiges Muttermal zu sehen, als sei ein zartes Rosenblatt hinverweht worden.

Der Fürst hatte das Geschäft in wenigen Minuten abgeschlossen.

„Weißt Du, daß wir da einen guten Fang gemacht haben?" begann er wieder, sich zu der Fürstin setzend. „Es ist ein sehr angesehener Meister, der das gemalt hat. Heinrich Gastorf heißt er."

„Das wußte ich schon, Herbert. Das Bild ist ja signirt."

„Das hatte ich gar nicht bemerkt, und wenn ich es auch bemerkt hätte, es hätte mir nichts gesagt. In den letzten fünf Jahren der Verbannung, die wir bei der südamerikanischen Regierung haben verleben müssen, haben wir ja rein gar nichts vom heimischen Kunstleben erfahren. Der Mann ist inzwischen berühmt geworden, und ich kann Dir sagen, daß seine Preise ordentlich gepfeffert sind!"

„Aber, Herbert, — wenn Dir das Bild gefällt!"

„Es gefällt mir riesig, und ich bin froh, daß ich es habe. Weißt, Lucia, ich hätte eine glorioſe Idee, aber Du wirst natürlich wieder eine Menge von Einwendungen haben — wie immer!"

„Herbert, Du thust mir unrecht! Ich habe niemals Einwendungen, wenn Du etwas Vernünftiges vorschlägst."

„Bitte, — meine Idee ist sehr vernünftig!"

„Also laß hören!"

„Also gut! Ich möchte mir von dem Maler den Kauf der Danae wegstreichen und dafür Dein Porträt hinmalen lassen."

„Ja, sag' Du mir, Herbert, bist Du verrückt geworden?!"

„Na also! Was habe ich gesagt?! Habe ich nicht recht gehabt? Wenn ich etwas vorschlage, bin ich immer verrückt!"

„Aber geh'! So sei doch kein Kind! Möchtest vielleicht das Bild gleich verderben lassen?!"

„Ver—der—ben?! Siehst Du, jetzt bist Du verrückt, mein Kind! Besser würde es werden! Du bist viel schöner, als dieses Frauenzimmer!"

„Geh', Herbert, Du bist ein Narr — ein lieber Narr! Gut, aber ein bisserl dumm!"

„Danke schön, also ganz wie der Bismarck."

„Das ist schon das Richtige. So soll der Bismarck auch gewesen sein. Also, laß Dir erklären. Wie sollten Kopf und Figur von zwei verschiedenen Menschen zusammenstimmen! Das Ganze wäre eine Lüge, und dann würde es so aussehen, als ob ich die unsinnige Eitelkeit gehabt hätte —"

„Du bist schon wieder auf dem Holzweg, Lucia," unterbrach sie der Fürst. „Es würde Alles schon ganz gut zusammenstimmen, und es wäre auch gar keine Eitelkeit dabei. Sei ganz beruhigt, Du brauchtest Dich auch vor diesem Körper nicht zu verstecken."

„Aber es ist doch nicht m e i n Körper!"

„Was thut das? Etwas voller bist Du, und dazu kann ich Dich nur beglückwünschen und vor Allem — mich selbst. Gerade das Gegentheil von dem, was Du sagst, wäre richtig, die Eitelkeit müßte Dich bestimmen, Dich dem Austausch der Köpfe zu widersetzen."

„Ich danke Dir, Herbert, für die gute Meinung, aber ein kleiner Narr bist Du doch. Wir wollen nicht weiter streiten; lassen wir diesen Punkt ganz beiseite, aber das Eine mußt Du doch einsehen: diese Danae strahlt in dem berühmten venezianischen Goldblond und hat blaue Augen, — ich habe schwarzes Haar und schwarze Augen."

„Gott sei's gedankt! So und nur so warst Du ganz mein Fall, sonst hätte ich mich gar nicht so rasend in Dich verlieben können."

„Aber man kann doch nicht so ohneweiteres einen schwarzen Kopf statt eines blonden hinsetzen!"

„Ja, warum denn nicht, wenn es mir so gefällt!"

„Weil das einfach nicht geht. Der schwarze Kopf würde förmlich aus dem Bilde herausfallen. Die ganze Farbenharmonie wäre gestört."

„Das sehe ich doch nicht ein, Lucia!"

„Dann mußt Du Dich eben belehren lassen. Das Bild ist auf den wundervollen Goldton der oberitalienischen Hochrenaissance gestimmt. Das rieselnde Gold, das leuchtende Blond, die Draperien, die ganze goldig schimmernde Atmosphäre — das mußt Du doch fühlen, daß da ein schwarzer Kopf nur einen gräulichen Kleks gäbe!"

Der Fürst blickte mit Bewunderung zu seiner schönen Gemahlin empor.

„Weißt Du, Lucia, daß ich anfange, stolz zu werden auf meine Frau! Nein, nicht — anfange; das bin ich schon längst und von jeher. Man entdeckt nur immer Neues. Wie Du gescheidt daherreden kannst und besonders wie Du Dich auskennst in der Kunst — wie ein Professor! Natürlich hast Du recht. Das Bild bleibt so, wie es ist, und ich habe auch so meine Freude daran."

Zuhause angekommen, ordnete der Fürst an, daß zu seinem ersten Empfang auch dem Maler Heinrich Gastorf eine Einladung ausgefertigt werde. Das sollte aber eine Ueberraschung für seine kunstsinnige Gemahlin werden. Er hatte Interesse für den Maler gewonnen und auch gleich den Entschluß gefaßt, durch ihn zwei repräsentative Porträts, sein eigenes und das seiner Frau als Gegenstücke ausführen zu lassen. Von dieser seiner letzteren Absicht erfuhr die Fürstin vorläufig nichts. Das mit der Einladung aber war sehr bald nach ertheiltem Auftrag zu ihrer Kenntniß gelangt.

Der erste Rout beim Fürsten ließ sich sehr glänzend an. In der Mitte des festlich beleuchteten Empfangssaales stand das fürstliche Paar und begrüßte die illustren Gäste, die in reicher Zahl herbeiströmten und die sich dann nach erfolgter liebenswürdiger Begrüßung in die übrigen Säle, in welchen erlesene Buffets aufgestellt waren, vertheilten.

Als der Haushofmeister den Maler Heinrich Gastorf meldete, eilte der Fürst dem Ankömmling mit besonderer Beflissenheit entgegen und schleifte ihn sichtlich sehr vergnügt sofort mit sich, um ihn der Fürstin vorzustellen.

Sie empfing ihn mit huldreichem Lächeln und reichte ihm die Hand, die der Künstler, sich tief verneigend, ehrerbietig küßte.

„Ich freue mich," sprach sie dann, „den Meister unserer herrlichen Danae nun auch persönlich kennen zu lernen."

„Sie können sich gar nicht vorstellen, Meister," mengte sich nun gleich der Fürst ein, „wie viel Freude uns das Bild macht. Es soll aber auch hoch in Ehren gehalten werden!"

Dann ließ er sich näher auf verschiedene Einzelheiten des Gemäldes ein, über die der Künstler die sachgemäßen Aufklärungen gab. Schließlich kam der Fürst auch auf das bewußte merkwürdige Detail zu sprechen, das ihm soviel Vergnügen gemacht hatte. Er blinzelte dabei schalkhaft zu seiner Gemahlin hinüber, gleichsam in der Vorfreude über ihre zarte Verwirrung und sagte:

„Wie aber, verehrter Meister, sind Sie nur auf die köstliche Idee mit dem reizenden Muttermal gekommen? Gibt es so etwas überhaupt in der Natur?"

„Ich weiß nicht, Durchlaucht, ob es das gibt, für alle Fälle habe ich mir die künstlerische Freiheit genommen."

„Aber ein bizarrer Einfall war es doch!"

„Nicht doch, Durchlaucht! Es war eine Art künstlerischer Nothwendigkeit! In dem Spiel des Lichtes gehörte gerade an jene Stelle ein zarter rosiger Schimmer. Es hätte auch ein Rosenblatt sein können, aber dieses hätte irgendwie motivirt werden müssen, hätte einen Rosenstrauch oder sonst irgendwelch Blumenarrangement erfordert, das mir bei dieser Komposition ganz und gar nicht in den Kram gepaßt hätte."

„Verzeihen Sie, Meister, ich glaube aber, daß gerade in dieses Milieu auch Blumen recht gut hineingepaßt hätten!"

„Gewiß, Durchlaucht, Blumen und auch allerlei kostbares Stillebengeräth, — das ist ganz richtig so im Allgemeinen und in der Theorie. In meinem Falle aber hätte es sich mit der ursprünglichen Intention, aus der heraus das Bild, geschaffen wurde, ganz und gar nicht vertragen. Die koloristische Wirkung der Hauptfigur durfte nicht durch vordringliche und dabei doch nebensächliche Zuthaten beeinträchtigt werden. Es mußte Alles auf die Hauptfigur konzentrirt sein, und von ihr allein sollte alles Licht ausstrahlen. Das lebhafte Farbenspiel des Beiwerks hätte gestört. Den kleinen rosigen Schimmer brauchte ich aber, und da habe ich mir nun geholfen, wie ich eben konnte."

„Nun fange ich an zu verstehen!"

„Man kommt da leicht ins Gedränge, Durchlaucht, und manche scheinbare Unbegreiflichkeit bei wirklichen Meistern erklärt sich nur auf diese Weise. Nicht die Dinge der Erscheinungswelt, wie sie sind, kommen da immer zuerst in Betracht, sondern der Farbenfleck, die Valeurs, wie man sie gerade braucht, und dann natürlich verfällt man manchmal auch auf eine Absonderlichkeit. Wo z. B. von rechtswegen das Blau des Himmels hingehörte, braucht man ein kräftiges Roth. Da hilft man sich dann, wenn's auch nicht recht motivirt wäre, mit einer Draperie. Oder —"

Dem Fürsten begann die Geschichte zu hoch zu werden, zudem wurden auch neue Gäste gemeldet, denen er sich zuwenden mußte. Er unterbrach also den Vortrag des Künstlers mit einer Entschuldigung und fügte dann hinzu:

„Das ist so hochinteressant! Man lernt doch immer von einem großen Künstler. Sie sehen, wie mich die Pflicht ruft. Erklären Sie das aber meiner Frau weiter. Die versteht diese Dinge viel besser. Sie werden sich wundern, wie die das Alles versteht!"

Damit rückte er ab.

Gastorf rückte einen Schritt näher zur Fürstin und sagte ihr leise:

„Hörst Du, Lutsch, Du bist ein phänomenales Frauenzimmer! Ich bin wie verhext!"

„Ja, Heinz, man entwickelt sich!" erwiderte sie ebenso leise mit lächelnder Miene.

„Bist Du glücklich?"

„Ich darf mich nicht beklagen! Aber Du, Heinz — das war ein starkes Stück, das Du Dir da bei der Danae geleistet hast!"

„Wer hätte das aber auch ahnen können! Die Aktstudie habe ich vor sechs Jahren gemalt. Du warst aus der Welt verschwunden, verschollen. Wie hätte ich —"

„Man kommt!"

„Durchlaucht!"

Er verneigte sich tief und verlor sich in den Nebensaal. — —

Die Geschichte mit der Fürstin verhielt sich folgendermaßen: Sie war von Haus aus eine blaublütige Dame — allerdings unter erschwerenden Umständen. Ihr Großvater Johann Schneller hatte als k. k. Hauptmann der Infanterie den italienischen Feldzug 1859 mitgemacht und dabei mit seiner Kompagnie in der Gegend von Serravalle einen kühnen und erfolgreichen Handstreich vollführt. Dafür wurde ihm der Adel mit dem Ehrenwort Edler, und zwar Edler von Serravalle, verliehen.

Wenige Jahre darauf starb er als Oberstlieutenant und ließ seine Wittwe mit neun Kindern, Buben und Mädel durcheinander, zurück, die nun allesammt trotz ihrem schönen Adelsprädikat der peinlichsten Dürftigkeit preisgegeben waren.

Der älteste Sohn, Johannes Schneller Edler von Serravalle brachte es nach langer und banger Wartezeit endlich zu einer Anstellung als Kanzlist bei der Statthalterei. Nach Nestroy's Ausspruch kann man eher eine brausende Lokomotive mit den Händen aufhalten, als einen Kanzlisten, der mit dem Anstellungsdekret in der Tasche rennt, um seine Kopulirung zu bestellen. Auch Johannes zögerte nicht mit seiner Vermählung und die edle und einzige Frucht dieser schleunig geschlossenen Ehe war Lucia, die sich allgemach zu einer klugen und mit allen Zaubern der Schönheit begnadeten jungen Dame entwickelte.

So lernte sie bei einer fröhlich verlaufenden Landpartie der junge Maler Heinrich Gastorf kennen, der damals schon für einen kommenden Mann galt. Er verschaute sich förmlich in sie. Zunächst aus künstlerischem Interesse. Wenn er so ein Modell für sich, ausschließlich für sich gewinnen könnte! So einfach war aber die Sache nicht. Es mußten erst Umwege über heimliche und schließlich doch nicht ganz erfolglose Liebeswerbungen gemacht werden, und dann ging's.

Gastorf war nicht undankbar. Er that, was er konnte und Einiges auch darüber hinaus, um Lucia's ihm so werthvoll gewordene Persönlichkeit auch würdig in Szene zu setzen. Sie konnte es sich nun gestatten, sich ein wenig in der Welt umzuthun, Theater und Konzerte zu besuchen, also in einer Sphäre, von der es oft genug zu Unrecht heißt, es sei die Welt, in der man sich nicht langweilt. Ihre Toiletten waren kostbar und von erlesenem Geschmack, und sie wußte sie zu tragen.

Sie wurde viel bemerkt, mit besonderem Entzücken auch von dem jungen Fürsten Aich-Assach, der sich über Hals und Kopf in sie verliebte. Lucia war ein kluges Mädchen und von exemplarischer Tugendhaftigkeit. Ihre wahrhaft vornehme und keusche Zurückhaltung begeisterte den jungen Aristokraten nur noch mehr, und nach kürzester Frist war sie dann auch die erlauchte Gemahlin des Fürsten. Und so war es gekommen, daß sie plötzlich dem Gesichtskreis ihres Freundes, des Malers, entrückt ward.

Wenige Tage nach dem Rout führte der Fürst seine Gemahlin in Gastorf's nunmehr schon prunkvoll eingerichtetes Atelier. Er betrieb damit die Verwirklichung seiner Lieblingsidee mit den zwei Bildnissen. Die Ueberraschung gelang, und die Fürstin freute sich aufrichtig, als sie im Atelier erst den wahren Zweck des Besuches erfuhr.

Bei diesem Besuche wurden vorerst nur die Vorfragen erörtert, Format, Stellung, Gewandung, Hintergrund und Interieur u. s. f., und erst am nächsten Tage wurde mit den Sitzungen begonnen. Zuerst kam das Bild der Fürstin an die Reihe. Nach vorheriger längerer Berathung mit dem Künstler hatte sie eine Staatstoilette aus goldgelber japanischer Seide gewählt.

Bei den Sitzungen war immer der Fürst persönlich anwesend oder, wenn er verhindert war, die Gesellschaftsdame der Fürstin.

Einmal geschah es doch, daß der Maler und die Fürstin sich allein im Atelier sahen. Der Fürst war für eine Weile fortgeeilt, um rasch einen unvermeidlichen Besuch zu erledigen. Kaum daß die Luft rein war, legte Gastorf Pinsel und Palette hin und eilte zur Estrade, auf der die geliebte Frau thronte.

„Lutsch, wie ich glücklich bin!" rief er entzückt aus.

„Endlich allein!" entgegnete sie leise mit müdem Lächeln.

„Sage mir, liebst Du mich noch?"

„Ja, Heinz, ich liebe Dich noch, und Du bist der einzige Mann, den ich je geliebt habe."

Berauscht von seinem jähen Glücksgefühl breitete er die Arme aus, um sie zu umschlingen und leidenschaftlich an sich zu pressen. Sie wehrte sanft, aber bestimmt ab.

„Nein, Heinz, nicht so. Das muß ein Ende haben! Begreife doch endlich das Leben. Tugend ist die große Hauptsache. Sie allein muß unser Hort sein. Du siehst, ich war, da wir jung und dumm waren, tugendhaft genug. Dir Alles zu gestatten, nur den Kopf nicht! Und die Tugend wird belohnt. Machen wir keine Dummheiten mehr!"

Sie lächelte ironisch, als sie so sprach, aber in dem, was sie sprach, vibrirte leise ein Unterton der Wehmuth und der Resignation mit.

Heinz fügte sich mit ehrlichem Bedauern und griff wieder nach Pinsel und Palette, um seine Arbeit fortzusetzen.

Pique Bube.

nacherzählt von **J. Cassirer.**

Das ist der wahre Bericht über den Tod Seiner Majestät des Königs Karl IX. von Frankreich. Auf Ehre und Gewissen bezeuge ich, Gaston de Saurigny, der ich damals Kammerherr des Herzogs von Alençon, des jüngsten Bruders des Königs war, die Wahrheit des Folgenden. Wohl weiß ich, daß die officielle Darstellung über den Tod des Königs lautet, er wäre am Fieber gestorben, ich aber, der ich mein Ende nahen fühle, bekenne hiermit offen und feierlich als Augenzeuge, daß sein Tod nicht die Folge natürlicher Ursachen war.

Mein Leben war böse und schlecht und jetzt, wo ich vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen soll, möchte ich mein Gewissen von all' dem Dunklen und Schweren, das auf ihm lastet, erleichtern, und deswegen, damit ich in Frieden sterbe und alle Menschen die Wahrheit erfahren, schreibe ich mein Geständnis nieder.

Ehe ich jedoch mit meiner Erzählung beginne, muß ich in kurzen Worten den Stand der Dinge in Frankreich im Jahre 1573 schildern. Die Königin-Mutter, Katharina von Medici, war die wahre Herrscherin von Frankreich, und unter ihrem Scepter seufzte das Land vor Schreck und Haß. Ihre drei Söhne, Karl IX., der Herzog von Anjou und der Herzog von Alençon fürchteten sie und vielleicht der Einzige am ganzen Hofe, der seine Furcht nicht merken ließ, war Heinrich von Navarra, der aber in jeder Hinsicht ein Gefangener im Louvre war.

Katharina und er haßten einander viel tiefer als sich auf Grund der Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses erklären ließ. War doch Heinrich der Thronerbe, wenn ihre Söhne keine Kinder hinterlassen sollten, und hatte doch Katharina seine Mutter vergiftet. Das Land war so in zwei Parteien gespalten. So lagen die Dinge im Jahre nach der Bartholomäusnacht, der berüchtigten Pariser Bluthochzeit. Und jetzt zu meiner Geschichte.

Eines Abends erwartete ich Louise de Poltrain in ihrem Zimmer, in dem sie mir ein Stelldichein gegeben hatte. Schon war mehr als eine halbe Stunde über die verabredete Zeit vergangen, ich war des langen Wartens müde und verwünschte die schöne Hexe zu allen Teufeln. Eben wollte ich gehen, da kam sie in größter Eile und verschloß hinter sich die Thür.

„Es thut mir leid, Gaston, daß ich Dich habe so lange warten lassen, doch habe ich heut' für Dich Wichtigeres zu thun, als daß Du mir Liebeserklärungen machest. Würdest Du einen Schritt wagen, der, wenn er gelingt, unser Glück begründen würde?"

„Natürlich würde ich das. Mein Vermögen bedarf gar dringend einer Aufbesserung und mit einem leeren Beutel kann ich Dich doch nicht heirathen. Oder etwa doch?"

„Schwerlich, denn ich bin eine sehr theuere Person," erwiderte sie. „Willst Du der Königin-Mutter einen Gefallen thun?"

„Ehe ich antworte, muß ich erst wissen, um was es sich handelt."

„Du sollst zu Maitre Réns gehen und von ihm ein gewisses Fläschchen holen."

„In das Haus dieses schwarzen Giftmischers soll ich! Auch nicht für ein Dutzend Königin-Mütter thu' ich das!"

„Aber für eine Louise, wenn sie Dich darum bittet."

„Vielleicht," brummte ich, „aber der Auftrag will mir nicht gefallen."

„Nun, ich bitte Dich darum und ich weiß, daß Du um so lieber gehen wirst, wenn ich Dir sage, daß das Fläschchen für Heinrich von Navarra bestimmt ist."

„Was kann er damit zu thun haben?" fragte ich. „Und wenn er es braucht, warum holt er es sich dann nicht selber?"

„O, Du Dummkopf! Ich sagte, das Fläschchen wäre für ihn, ich habe aber nicht gesagt, daß er es bestellt habe," antwortete Louise mit einem bedeutungsvollen Blick in ihren dunklen Augen.

Aufmerksam betrachtete ich sie, denn die volle Bedeutung ihrer Worte verstand ich kaum. Was sie meinte und woran sie dachte, wußte ich wohl. Das hieß Gift. Mit solch' hinterlistigen Schlichen hatte ich nicht gern zu thun. Auf der Straße sah man Réns mit scheelen Augen an. Aber das Gift war ja für Heinrich bestimmt, und der hatte mich einst einen Feigling geschimpft. Gar oft hatte ich mich für diese Beleidigung rächen wollen, und jetzt bot sich dazu die Gelegenheit. Freilich wäre ich ihm lieber mit dem Schwerte in der Hand, Aug' in Aug', gegenüber getreten, da aber ein Zufall der Geburt ihn zum König und mich zu einem simplen Edelmanne gemacht hatte, so war dies nicht angängig, und ich mußte meine Rache auf die einzige Art nehmen, die mir blieb.

„Ja, ich gehe," erklärte ich mit tonloser Stimme. „Wann wünscht die Königin das Fläschchen zu haben?"

„In drei Stunden. Sofort nach Deiner Rückkehr sollst Du es ihr in ihr Privatgemach bringen."

„Was soll ich verlangen?"

„Die Lippenpomade der Königin. Dabei mußt Du den ersten Finger Deiner linken Hand auf den Mund legen."

„Gut. Und jetzt gib mir einen Kuß, und wenn ich dann mein Glück gemacht habe, theilst Du es doch mit mir. Nicht wahr?"

Lachend gab sie mir den gewünschten Kuß, schob mich dann zur Thür hinaus, und ein paar Minuten darauf war ich im Freien und erfüllte meinen häßlichen Auftrag.

Es war ein schöner Abend. Hell leuchteten die Sterne und ein milder Westwind wehte. Alles war ruhig und friedlich und stand im schroffen Gegensatz zu dem Streit und den Intriguen, die im Louvre spielten. In meine Gedanken versunken, hatte ich bald Maitre Réné's Haus, das auf einer kleinen Insel im Flusse lag, erreicht. Ich bestellte dem Florentiner meinen Auftrag und mit einem gräßlichen Lächeln, das seinen zahnlosen Gaumen sehen ließ, nahm er ihn entgegen. Sein Gesicht verzerrte sich so dabei, daß es einem alten, phantastisch gestalteten Wasserspeier am Dome von Notre Dame glich.

„Hier, nehmt das und achtet wohl darauf, daß Ihr nicht etwa daran riecht. Wenn es der frischen Luft ausgesetzt wird, verliert es an Kraft und für den, der es riecht, hat es gar eigenthümliche Wirkungen."

Unverzüglich kehrte ich nach dem Louvre zurück. Das Fläschchen hatte ich in meiner Brusttasche wohl verwahrt.

Sofort begab ich mich nach den Gemächern der Königin, und Louise selber ließ mich zu Katharina ein. Mit einer tiefen Verbeugung überreichte ich Ihrer Majestät das Fläschchen, ohne ein Wort dabei zu sagen. Sie nahm es und sah es sich genau an.

„Ja, das ist das richtige," kam es endlich aus ihrem Munde. „Wie Ihr wohl schon gehört haben werdet, versteht Maitre Réns ganz vorzügliche Lippenpomaden zu bereiten. Kann man sich auf Herrn de Saurigny verlassen?" fragte sie Louise.

„Ich stehe so für ihn, wie für mich selber. Er ist uns mit Leib und Seele ergeben."

„Dann werdet Ihr Euch wohl denken können, für wen das bestimmt ist?"

„Für Euer Majestät Feinde."

„Ja, ich will großmüthig sein. Seht, von dieser kostbaren und theueren Lippenpomade will ich auch nicht das geringste Bißchen für mich behalten, nein, das Ganze ist für meinen lieben Schwiegersohn Heinrich bestimmt." Sie begleitete diese Worte mit einem solch' boshaften Blick, daß ich unwillkürlich für den König von Navarra Mitleid fühlte.

„Spielt Ihr Karten?"

„Jawohl, Madame."

„Spielt Ihr auch bisweilen mit Heinrich?"

„Nur, wenn er mich dazu auffordert, nie aus eigener Wahl."

„Was spielt er am liebsten?"

„Le Vaincre, Madame."

„Das ist ein wahrer Segen. Bei diesem Spiel ist doch die wichtigste Karte der Piquebube, nicht wahr?"

„Jawohl, Madame."

„Wie ich gehört habe, sollt Ihr ein sehr geschickter Spieler, sogar ein auffallend geschickter Spieler sein. Einem so erfahrenen Spieler, wie Ihr es seid, kann es doch nicht schwer fallen, die Karten so zu mischen, daß der Piquebube Eurem Gegner zufällt?"

„Nein, Madame, meiner Ansicht nach sollte das wohl möglich sein."

„Ich werde den Piquebuben gründlich mit dieser Flüssigkeit durchtränken. Ihr nehmt das Pack Karten an Euch und morgen Abend beim Hofball müßt Ihr Heinrich veranlassen, daß er mit Euch spielt. Achtet wohl darauf, daß er den Piquebuben oft und lange behält. Louise wird Euch die Karten morgen geben. Nehmt das als ein Zeichen meiner besten Wünsche, und wenn Ihr Erfolg habt, soll ihm mehr nachfolgen."

Mit diesen Worten überreichte sie mir einen kostbaren Diamantring, und nachdem ich Ihr für diesen Akt der Herablassung mit einer tiefen Verbeugung meinen Dank bezeugt hatte, verließ ich das Zimmer und sie zog sich in ihr Schlafgemach zurück.

Wie die Königin-Mutter bereits erwähnt hatte, fand Tags darauf ein großer Ball statt. Zur festgesetzten Zeit begab ich mich mit den anderen Herren aus dem Gefolge des Herzogs von Alençon nach dem Ballsaale und sah mich nach meinem Opfer um. Ich wußte, daß Heinrich nicht zu tanzen pflegte, so suchte ich ihn denn unter den Damen des Hofes, bei denen er sehr beliebt war.

Endlich erblickte ich ihn auch, über den Sessel seiner letzten Flamme gelehnt, aber schrecklich gelangweilt aussehend. Ich stellte mich so, daß er mich sehen mußte, und wartete geduldig, daß er in meine Falle gehen würde.

Lange brauchte ich auch nicht zu warten. Als er seine Blicke durch das Zimmer schweifen ließ, als suche er Jemand, gewahrte er mich und winkte mich zu sich heran.

„Ach, Saurigny, das Gedrehe und Gethue hier macht mich noch krank. Kommt mit in den Spielsaal. Ein Spiel Karten ist mehr werth als ein ganzes Dutzend Bälle."

Wir verließen den Saal, der Vogelsteller und sein Opfer. Im Spielzimmer waren nur wenig Personen, so daß unser Erscheinen weiter kein Aufsehen erregte. Wir setzten uns an einen Tisch und ich holte die Karten hervor, die mir Louise gegeben hatte.

„Was wollen wir spielen?" fragte Heinrich.

„Königliche Hoheit schulden mir wohl noch Revanche für Le Vaincre?"

„Ventre St. Gris! Dabei habt Ihr mich erst neulich um zweihundert Livres erleichtert. Aber thut nichts, wie Ihr wollt."

Bald waren wir eifrig mit den Karten beschäftigt. Wir hoben ab, mischten, holten nochmals ab und gaben. Meine ganze Geschicklichkeit mußte ich aufwenden, um Heinrich den Piquebuben in die Hand zu spielen, und das Glück war insofern günstig, als er ihn öfter als ich hatte. Ich hatte einen dünnen Handschuh angezogen, damit in meine Hand nichts von dem Gifte dringen sollte. Heinrich war zu einem überlegten Spiel nicht aufgelegt. Kaum hatte er jetzt einen Blick in seine Karte geworfen, als er sie verdrießlich wieder hinwarf.

„Ich kann nicht spielen," rief er ärgerlich. „Ich hab' heute kein Glück."

„Unsinn, Heinrich, so darfst Du das Spiel nicht aufgeben. Seg' Dich wieder hin und spiel' mit mir und Ihr, Herr, seid so gut und überlaßt mir Eueren Platz."

Ich drehte mich um, um zu sehen, wer das Spiel unterbrach. Zu meinem größten Schreck erkannte ich den König.

Da war mir sofort klar, daß Alles verloren war. Seit dem vorigen Jahre, seit dem Tage der Bartholomäusnacht, war Seine Majestät nicht mehr derselbe. Er war sehr nervös und seine Gesundheit ließ viel zu wünschen übrig. Wie er jetzt vor mir stand, mit kalten Schweißtropfen auf seiner Stirn, den feuchten Händen und zitternden Fingern, da sah ich sofort, daß sein Körper nur zu sehr geeignet war, das Gift in sich aufzunehmen.

Ich erhob mich und verwünschte mein böses Geschick. Was konnte ich thun? Dem Könige durfte ich nichts sagen, denn damit hätte ich die Königin-Mutter verrathen und mich selber beschuldigt. Auch durfte ich das Zimmer nicht verlassen, um die Königin zu warnen, denn die Etiquette erlaubte es nicht, daß ich mich entfernt hätte, so lange der König da war.

So stand ich denn da und beobachtete dieses unheimliche Spiel auf Tod und Leben. Ich konnte sehen, wie der König oft die verhängnisvolle Karte hielt und mit ihr in seinen feuchten Fingern in einer Weise umging, die mich schaudern machte.

Es war die schrecklichste Viertelstunde meines Lebens, und als das Spiel endlich beendet war, war ich um zwanzig Jahr gealtert. Zu einem Ende muß es wohl gekommen sein, denn als ich mich wieder in meinem Zimmer fand, schien mir eine Ewigkeit vergangen zu sein.

Der König mußte sterben — dessen war ich sicher —, während Heinrich sich so kaltblütig benommen hatte, daß er kaum die Karten berührt hatte. Starb aber der König, dann würde man mir die ganze Schuld zuschreiben, und zu genau kannte ich die Königin-Mutter, um mich über die Furchtbarkeit ihrer Rache irgend welcher Täuschung hinzugeben. Ich mußte fliehen, und zwar sofort, ohne Zeitverlust. In größter Hast packte ich mein Gold und meine Juwelen zusammen und befahl meinem Diener, mir das Pferd zu satteln. Er sollte sagen, daß ich in einem geheimen Auftrage fortritte.

Endlich befand ich mich auf dem Wege nach dem Norden. Nie werde ich den einsamen Ritt nach Calais vergessen. Jedesmal, wenn ein Blatt an einem Baum raschelte, oder wenn der Wind durch die Zweige fuhr, bildete ich mir ein, Verfolger seien hinter mir, die mich zurückholten, um mich Folter und Tod zu überliefern. Allmächtiger Himmel! Was war das für ein Ritt, zu dem mich die Todesfurcht, und noch etwas Schlimmeres als der Tod anspornten!

Schließlich erreichte ich doch Calais, und auf einem kleinen Schiffe, das im Begriff war, hinüber nach England zu segeln, ging ich an Bord. Vor meiner Abreise aus Frankreich schrieb ich aber Louise, erklärte ihr Alles und bat sie, sie möchte, wenn sie mich lieb hätte, zu mir nach London kommen. Glücklich landete ich in London und nach zwei Tagen hörte ich von dem Tode Karl's IX., der an einem bösartigen Fieber gestorben sein sollte.

Was Heinrich angeht, so ist es ja bekannt, daß er nach dem Tode Heinrich's III. den Thron Frankreich's bestieg und der weiseste König wurde, der je über Frankreich geherrscht hat. Katharina erlebte es nicht mehr, ihn als König zu sehen, und sie mag wohl mit dem Bewußtsein gestorben sein, daß alle ihre Pläne fehlgeschlagen waren, und daß wir, was wir auch sinnen und ausdenken mögen, die Wege des Schicksals nicht durchkreuzen können.

Nie wieder habe ich Karten berührt. Ihr Anblick rief zu viel fürchterliche Erinnerungen in mir wach. In dem Lande, in dem ich Zuflucht gefunden hatte, versuchte ich, ein neues und besseres Leben zu führen, doch muß ich leider fürchten, daß es mir nicht so gelungen ist, wie ich es gern gewünscht hätte.

Gott weiß, daß mein Leben böse war, aber keines meiner Verbrechen war so groß wie das, von dem ich hier erzählt habe. Ich bete zu ihm, daß, wenn ich vor seinem Richterstuhl stehen werde, er mir so bereitwillig verzeihen wird, wie ich meinen Antheil an dem Tode Karl's IX. aufrichtig bereue.

Schule für Officejungen.

Sie sollen während der Geschäftszeit Unterricht erhalten.

„Müßiggang ist aller Laster Anfang," sagte der Officejunge, als er hörte, daß die Merchants Association für die im Woolworthgebäude beschäftigten Officejungen eine eigene Schule in diesem Gebäude einrichten will.

Auf was für Gedanken die Leute doch kommen. Auf was für gute Gedanken gelegentlich sogar. In dieser Schule soll den Officejungen Gelegenheit gegeben werden, sich im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Geschäftskorrespondenz, Buchhaltung, Stenographie, Typewriten auszubilden. Wenn diese Elementar-Geschäftsschule sich bewährt, sollen sogar höhere Lehrfächer wie Spanisch, Deutsch und Registratur in den Plan aufgenommen werden. Und der Unterricht soll — das ist ein sehr wesentlicher Punkt — während der Geschäftszeit ertheilt werden, so daß die Schüler nur den guten Willen zum Lernen mitzubringen und ihrer weiteren Ausbildung nichts von ihrer freien Zeit zu opfern brauchen.

Und gerade an diesen guten Willen glauben die Herren, die für diese Schule agitiren. In dem Bureau der Kaufherren-Vereinigung ist dieser Gedanke zuer